

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

205 (4.9.1907) Erstes Blatt

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ausgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — **Abonnementpreis:** ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pfg., vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition: Kuffenstraße 24. **Telefon:** Nr. 128. — **Postzeitungsliste:** Nr. 8144. **Sprechstunden der Redaktion:** 12—1 Uhr mittags. **Redaktionschluss:** 1/2 10 Uhr vormittags.

Inserate: die einspaltige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg. Lokal-Anserts billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — **Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer** vormittags 1/9 Uhr. **Größere Inserate** müssen tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — **Geschäftsstunden der Expedition:** vormittags 1/8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 Uhr.

Nr. 205. **Erstes Blatt.** Karlsruhe, **Mittwoch den 4. September 1907.** 27. Jahrgang.

Unsere heutige Nummer umfaßt 2 Blätter mit zusammen 6 Seiten.

Der zweite westfälische Friede.

Mit starker Verspätung, wie es scheint, erst nach mühsamer Ueberwindung redaktioneller Schwierigkeiten, ist nun der Text der Rede bekannt gegeben worden, die Wilhelm II. auf dem Jubiläum im Landesmuseum zu Münster am letzten Samstag gehalten hat. Diese Rede ist, so wie sie jetzt vorliegt, eine „bedeutende Kundgebung“ insofern, als sie sich durch ihren Ton von vielen reduzierten Kundgebungen Wilhelm II. stark unterscheidet. Es ist keine Rede im Stile einer Reiterrede, sondern eine politische Rede, die sich nicht bloß von Duldsamkeit und Liebe und Versöhnung, die Versöhnung aber, welcher der Kaiser das Wort redet, hat nichts mit dem Schicksal der Provinz zu tun, nichts mit der konservativ-liberalen Partei. Was Kaiser Wilhelm II. da sagt, ist die politische-praktische Vereinbarung von Katholiken und Protestanten auf dem Boden des Christentums, der Bürgertreue und der gemeinsamen gemeinsamen Untertänigkeit. Seine Rede war die Weisung für den konservativ-ultramontanen Block.

Wilhelm II. will die Einigung aller seiner Untertanen, die moderne Gründung der Parteienunterschiede ist ihm durchaus fremd. Der Weg zu dieser Einigung geht aber naturgemäß zurück zu der Zeit, da es noch keine Verfassung gab, die den Charakter des preussischen Staates als eines rein bürgerlichen festlegte. Der entrüstete Protest der Minder und Junger gegen diese „Entscheidungsmaßnahme“ des Staates ist zu unseren Zeiten nicht mehr nötig; denn wie der Kaiser selber erklärt, nur ein Christ könne ein guter Soldat sein, so hat er auch wiederholt und jetzt wieder mit größter Bestimmtheit sich zu der Ueberzeugung bekundet, daß nur ein Christ ein guter Staatsbürger oder was für Wilhelm II. das selbe ist, ein „gehorsamer Untertan“ sein könne. Andersmeinenden wird nun freilich nicht mit dem Zerhacken oder dem Niederreißen gedroht, es wird ihnen nicht einmal geraten, den Staub des Vaterlandes von den Hüften zu schütteln, sondern sie werden nur mit einer lauten posturalen Handbewegung zur Seite geschoben. Sie sind gleichsam überhaupt nicht mehr da.

Auch die „milde Verteilung für die Mitmenschen“, für die sich der Kaiser jetzt entschieden hat, entfallen keineswegs eines tieferen Eindringens in das Wesen und die Notwendigkeit der modernen Parteienkämpfe, sondern vielmehr dem theologischen Bewusstsein, daß alle Menschen Träger einer Seele sind, aus lichten Höhen von oben stammend und daß sie durch ihre Seele ein Stück Schöpfer in sich haben. Niemand kann lebhafter wünschen als wir, daß die preussische Regierung sich die praktischen Folgerungen zu eigen machen möge, die logischerweise aus dieser christlichen Gleichheits- und Duldsamkeitstheorie gezogen werden müssen. Leider fehlt geschichtliche Erfahrung, daß diese Theorie kein Hindernis bietet für Heberverbrüderung und Gegenpartei, sie wird auch in unserer Zeit kein Hindernis sein für ungerechte Verteilung und Verfolgung von Sozialdemokraten.

Wilhelm II. geht durchaus nicht die Empfindung dafür ab, daß er sich mit seinen Auffassungen vom Wesen des Staates und der Bedeutung der Religion für die Politik in schärfsten Gegensatz zu den herrschenden politischen Lehren des Westens stellt.

Aber weil er vom deutschen Volke hofft und erwartet, es werde sich von ihm belehren lassen, erhebt er es auch zum Rang eines a u s e r w ä h l t e n Volkes: das deutsche Volk ist in seinen prophetischen Ahnungen „der Granitblock, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt weiter aufbauen und vollenden kann“.

Die Ähnlichkeit zwischen den Reden Wilhelm II. und denen seines Großvaters Friedrich Wilhelm IV. ist schon oft bemerkt worden, sie ist aber niemals so stark hervorgetreten wie diesmal. In den fünfzig Jahren, den Jahren der Kontre-Revolution, predigte Friedrich Stahl — und trenn seinen Lehren der ganze Berliner Hof — die Versöhnung zwischen Katholizismus und Protestantismus im Zeichen der Staatsverfassung. Diese Lehre wird von der Kreuzzeitung und der Deutschen Tageszeitung auch in unseren Tagen, und ganz besonders eifrig seit der Begründung der konservativ-liberalen Modorra gepredigt. Mit vollem Recht kann daher Herr Dertel in seinem Blatte erklären: „Wir freuen uns dieses Bekenntnisses und haben besonderen Grund dazu, weil es im letzten Ziele und im tiefsten Grunde den Anschauungen entspricht, die wir selbst an dieser Stelle vertreten haben und vertreten werden“.

Für einen Liberalismus, der sich selbst ernst nimmt, gäbe es gegenüber den vom Kaiser vertretenen Anschauungen allerdings keinen andern Standpunkt als den der entschiedenen Opposition. Denn die Rede Wilhelm II. ist bei aller Sanftmütigkeit ihrer Form (oder wenigstens des amtlich veröffentlichten Textes) eine entschiedene Kriegsanzeige an die liberale Weltanschauung, an die liberale Lehre von der religiösen Gleichberechtigung aller Staatsbürger ohne Unterschied ihres religiösen Bekenntnisses. Gätte der selige Studt, dessen ehrenvolle Dienstleistung die Liberalen als ihren Erfolg und als sicherer Zeichen eines beginnenden Systemwechsels begrüßten, überhand genommen, so hätte er genau so gesprochen wie Wilhelm II. in Münster gesprochen hat.

Badische Politik.

Eine Stichprobe aus dem Sporiell der Staatsklasse.

Im Staate der Brot- und Fleischverteuerung steht wie man der Mann, Volkst. schreibt, das Recht des deutschen Bürgers, sich zu beschweren, in einem hohen Ausmaß. Ich begegne eben in einem Gasthaus einem Landwirt aus dem Schwarzwald, der seiner Unzufriedenheit mit der bestehenden Staatsordnung lebhaften Ausdruck verleiht. Er gibt jedem, der sich dafür interessiert, Kenntnis vom Inhalt einer Urkunde, die also lautet:

Secretariat des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts.
Karlsruhe, den 30. Juli 1907.
Nr. A. 23 850. Auf die Vorstellung vom 7. d. M. Höherem Auftrage zufolge habe ich Ihnen zu eröffnen, daß sich das Ministerium nach Prüfung des Sachverhalts nicht veranlaßt sieht, Ihrer Beschwerde eine weitere Folge zu geben.
Dr. Umbauer.
Sporiell 10 Pfl. — Pf.
P-Porto — 20 Pf.
B-Porto — 20 Pf.
10 Pfl. 55 Pf.
An Herrn A. . . . G. . . . in D. . . .

Elftalß Mark für eine nichtslagende Auskunft von vier Zeilen sei ein Heidegeld, um dessen Erwerb eine Woche hindurch arbeiten müsse, meinte der Bauer. Er hätte erwartet, daß ihm das Ministerium von dem Resultat der dreiwöchigen Prüfung des Sachverhaltes eine kurze Anbeutung gegeben hätte. Er will nämlich als Kläger in einer Privatklage wegen Verleumdung vor der Berufungskammer eines Landgerichts durch den Präsidenten des Gerichtshofes ohne jede Veranlassung beleidigt worden sein.

Ich will mich weder auf die Sache selbst, noch auf die Prüfung der Beschwerde einlassen. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß dieses Verfahren in Wesen und Zweckung ebenso unhöflich wie ungerecht ist. Man sollte doch für sein liebes Geld erfahren, zu welchem Resultat diese Prüfung des Sachverhaltes führte und welche Gründe den „höheren Auftraggeber“ zur Ablehnung der erbetenen Satisfaktion veranlaßten. Der Landwirt ist ob dieser weiteren Erklärung um so mehr aufgeregt, weil er als Invalide des Krieges 1870/71 vom „dankbaren Vaterland“ für 10,55 Pfl. etwas mehr Beachtung erwartet hatte.

Aus den Ferien-Kolonien.

Dem Infanterie-Regiment Nr. 170 in Offenburg sind ca. 700 Reservisten eingezogen. Sie rechnen gewiß mit den Härten des Militärdienstes, aber es scheint denn doch etwas bunt zuzugehen. Wir zitieren aus einem Briefe:

„Dienstag den 27. August rückte das Regiment morgens um 4 Uhr aus und war bis mittags halb 4 Uhr auf dem Marsch. Infolge der afrikanischen Hitze wurden „nur“ 30—40 Mann schlapp, d. h. sie fielen um. In der 10. Kompanie meldeten sich am nächsten Tage 23 Mann krank. Sie mußten eine halbe Stunde frischerarbeiten. . . . Der Dienst dauert auch sonst lang, meist vom frühen Morgen bis nachts halb 8 Uhr oder 8 Uhr. Das Essen läßt auch zu wünschen übrig. Fast die Hälfte der 10. Kompanie trat krank vor und meldete, daß sie Hunger und Durst gefühlt hätte. Auch die Unteroffiziere waren dabei.“

Die hier zitierten Mitteilungen geben hoffentlich der vorgelegten Dienstbehörde Veranlassung, eine Untersuchung einzuleiten. Die Mannschaften haben ein Anrecht darauf, menschlich behandelt und anständig befristet zu werden.

Kulturaufgaben müssen gegenüber dem Militarismus zurücktreten.

Aus Obergrumbach schreibt man uns: Das ist nicht etwa eine von den bösen Sozialdemokraten erkundete unerwünschte Behauptung; der zur Zeit an unserer hiesigen Volksschule herrschende Zustand mag vielmehr als Beweis dienen, daß die Sozialdemokratie mit der Verurteilung des heute herrschenden Systems vollständig recht hat. Die hiesige Schule hat 180 Kinder und 2 Lehrer, letztere haben also Schülerzahlen, die an und für sich zur Erzielung eines guten Unterrichtsresultates viel zu hoch sind. Bei unterm schon seit langen existierenden akuten Lehrermangel infolge unzureichender Mittel kann aber augenblicklich dem Mangel zu hoher Schülerzahlen für eine Unterrichtsklasse nicht abgeholfen werden. Die beiden Lehrer mußten sich eben mit diesem Zustande bis jetzt abfinden, so gut es eben ging. Nun hat seit 8 Tagen der hiesige Unterlehrer zur Ableitung einer vierwöchentlichen militärischen Übung einrücken müssen. Ersatz für ihn wurde nicht gestellt und es rührt jetzt die Last des Unterrichtes an 180 — sage und schreibe hundertachtzig — Kindern auf den Schultern des bereits sehr bejahrten Hauptlehrers. Man kann sich ein Bild von der unerhörten Ueberlastung des einen Lehrers machen, wenn man erwägt, daß der tägliche Unterricht morgens um 7 Uhr beginnt — vorher hat der Lehrer noch in der Kirche den

Organisierten Dienst zu versehen — und mit einer kurzen Mittagspause bis abends 6 Uhr dauert. Von einem erfolgreichen Unterricht kann unter solchen Verhältnissen natürlich keine Rede sein, wenn der Lehrer bereits jede 1/2 Stunde mit der Klasse wechseln muß. Wo soll der Lehrer die notwendige Zeit zur Erholung und Korrigierung der Hefte hernehmen?

Der Mangel Militarismus frist eben alles auf, für das Etiefkind Volksschule bleibt nichts mehr übrig. Bei uns in Deutschland achtet man z. B. mit peinlicher Gewissenhaftigkeit darauf, daß beim Militär jede Korporalschaft von 18 Mann ständig ihren Instruktor hat. Daß man eine Korporalschaft 4 Wochen lang ohne Instruktor läßt, ist schon ganz undenkbar; dafür hat man eben die nötigen Leute und das Geld jederzeit in Hülle und Fülle, so daß für Kultur- und Schulzwecke nichts mehr übrig bleibt. Wir Sozialdemokraten sind aber trotz aller Anfeindungen und Verdächtigungen der Meinung, daß es in einem vernünftigen Staate, wieweil gerade umgekehrt sein sollte, denn was ist für die Kultur wichtiger: die Erziehung zum Massenmord? Die Antwort kann bei vernünftigen Menschen nicht schwer fallen. Die Volksschule, diese erste und wichtigste Institution im Staate, wird erst dann zu ihrem Rechte kommen und ihren eigentlichen Zweck erfüllen können, wenn die Sozialdemokratie einmal so mächtig ist, daß sie auf die Gesetzgebung entsprechenden Einfluß hat. Die Volksschule wird in demselben Maße profitieren, als die Sozialdemokratie forschreitet.

Deutsche Politik.

Die Wahlvolter.

Die Ausübung des Wahlrechts soll unter allen Umständen frei sein. Auch die öffentliche Wahl beruht auf der allerdings unvollständigen Voraussetzung, daß bei jeder Staatsbürger frei nach eigenem Gewissen entscheiden dürfe, welchem Kandidaten er seine Stimme geben wolle. Das Reichstagswahlrecht sucht die staatsbürgerliche Freiheit durch das Verbot zu schützen, über den Terrorismus der Staatsverwaltung übertritt das Gesetz, bringt gewaltsam ins politische Bewußtsein ein und bedroht den widersprechlichen Wähler mit seinen Zwangsmahregeln.

Im Dorfe Groß-Lutzen, das zum westpreussischen Wahlkreis Schlochau-Platon gehört, waren bei der letzten Reichstagswahl 18 „deutsche“ d. h. konservativ-stimmende abgegeben worden. Da im Dorfe 17 evangelische Deutsche und zwei vom Staat abhängige Personen, der katholische Lehrer Polzin und der katholische Viehträger Schalk, wohnen, erwartete man 19 „deutsche“ Stimmen, es waren aber gefragt bloß 18. Zunächst wurde der Viehträger mit dem verdächtigen Namen ins Verhör genommen; der zu Tode erschrockene Mann, der wahrscheinlich Frau und Kinder dabei hat, schwor hoch und teuer, daß er „deutsch“ gewählt habe. Damit schien erweisen, daß nur der Lehrer Polzin gegen Vorchrift gewählt haben könne. Die guten Deutschen von Groß-Lutzen reichten bei der Regierung in Marienwerder eine Denunziation gegen ihn ein, und der Viehträger Schalk war schwach und feige genug, dieses schimpfliche Schriftstück — zum Beweise seiner „Unschuld“ — mitzutuntermen. Ueber diesen Vorgang berichtete nun die Platoner Zeitung und der Lehrer, der sich in seiner Erstung bedroht sah, stellt Strafantrag wegen Verleumdung. Auch der Viehträger Schalk wurde als Zeuge vernommen und — brach unter dem Eide zusammen. Er „gestand“ jetzt, daß er für den politischen Kandidaten v. Kommerowitsch gestimmt hatte. Sein Verhalten ist gewiß nicht zu rechtfertigen.

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme. (Nachdr. verb.)

11) (Fortsetzung.)
Sie wandte sich um und schritt rasch dem Hause ihres Vaters zu. Der junge Mann stand einen Moment wie versteinert, dann setzte er, als wollte er ihr folgen, die Füße in hastige Bewegung, dann stand er wieder still. Er sah sie durch einen plötzlichen Antriebe gehend, der Stadt zu und stieg in fieberhafter Eile den schiefen Gang nach unten freudigen Serpentinabsteig hinab.

Sobald er nicht mehr fürchten mußte, sich zu verraten, erhob sich Affessor Ulrich von der Bank. Das schöne Mädchen war verschwunden, der junge Mann nur unbedeutlich zu sehen.
„Sicherlich ein abgewiesener Liebhaber“, flüsterte der Forscher vor sich hin. Das Fräulein scheint sehr stolz, sie ist empört darüber, daß der Bewerber, der übrigens ein ganz patenter Mensch zu sein scheint, im Angesichte des noch offenen Grabes seine Bekanntschaft von ihr trennen trägt. Und mit Recht, ich hätte ihm eine solche Gefühlsregung nicht zugestimmt.
Damit folgte der Affessor den Spuren des jungen Unbekannten. Die Konversation an sich, meinte er, verlohnte sich nicht der Mühe, mitanzuhören, sie war für seine Absicht ohne Interesse. Höchstens hatte sie das Gute, ihm die Bekanntschaft des Fräulein von Rednau zu vermitteln. Wer der hübsche Freier war, wußte er nicht, er beachtete aber, sich in der Stadt nach ihm zu erkundigen. Eifer sucht ist schon das Motiv zahlloser Frevelthaten gewesen, dachte er und wenn der junge Mann auch nicht einem Mörder gleichsieht, so weiß man doch niemals, wogu der Mensch im Affekt gelangen kann. Die unvorsichtige Eile, mit welcher er sich der eben erst freigeordneten Angebeteten naht, macht ihn überdies verdächtig.
Die nächsten Stunden sollten jedoch seinem Verdacht plötzlich eine ganz andere Richtung anweisen. Noch befanden sich mehrere andere Schritte zwischen ihm und seinem Hotel, als ihm der alte Kuppe schon entgegenführte.

„Gut, daß ich Sie finde, Herr Affessor.“
„Was gibt es denn?“
„Der Förster Leonhardt mit seiner Magd erwartet Sie, er ist schon seit einer Stunde da und hat Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen.“
Der Affessor befragte seine Schritte in der gespannten Erwartung der betreffenden Kunde. Der alte Leonhardt befand sich mit seiner Begleiterin im Wohnzimmer des Hotels, Ulrich ließ ihn erfragen, sich herauszugeben. Keine war er oben angelangt, so trat der Förster, gefolgt von einem etwa zwanzigjährigen Mädchen in bauerlicher Tracht, ins Zimmer. Die junge Person schien nur widerwillig und furchtsam mit ihrem Herrn zu gehen. Sie blieb schon an der Tür stehen, eine gerichtliche Vernehmung stand in ihren naiven Augen mit einem Angeld so ziemlich auf einer Stufe. Die Verlegenheit und Angst, die in ihrer Miene ausstrahlte, die Spuren von Tränen in ihren hellblauen Augen kontrastierten eigenartig mit der Raffigkeit ihrer Erscheinung, denn sie war das, was man im Volksmunde einen weißlichen Glasfaser oder Dragoner tauft. An Größe dem Förster gleich, erhob sich ihr breites, gutmütiges, mit Sommerproben überzogenes Gesicht auf hochgehenden, deren Schultern und einem hünenartigen Körper. Der Arm, den sie verdeckt und furchtsam halb emporgehoben hatte, ließ in seinen Dimensionen die Stärke ihres Knodensbaues und die Kraft ihrer Muskeln ahnen und die großen, roten Hände lugten wie ein paar Miesentrebse aus den grünen Ärmeln ihrer Sonntagsbluse hervor.

Der Förster grüßte halb militärisch, dann ergriß er die Hand des Mädchens und zog die Schützterne mit sich an den Tisch.
„Förster Leonhardt vom Pirschhaus“, führte er sich in seiner herbvertraulichen Weise ein. „Das Mädchen hier steht bei mir im Dienst, sie hat Ihnen etwas zu erzählen, was wahrscheinlich mit der Ermordung des Köllnig in Verbindung steht.“
Damit nahm er, der Einladung des Affessors entsprechend, auf einem Stuhl Platz.
„So sprechen Sie, meine Liebe“, sagte der Beamte in seiner freundlichen Weise.
Daß die junge Bäuerin sprach nicht, sondern hielt

ihre Hand halb vor das Gesicht und starrte schweigend auf die Dielen.
„Ros, Marie“, drängte der Förster ungeduldig. „Nur Schmeiß, Mädchen, es beißt dich niemand.“
Der Affessor wollte ihr zu Hilfe kommen.
„Wie heißen Sie?“ erlang seine ermutigende Frage.
„Marie Rehnhardt.“
„Sie sind bei dem Förster im Dienste?“
„Ja.“
„Wissen Sie etwas von dem Morde? Haben Sie etwas gesehen?“
„Ich — ich weiß es nicht, ob es —“
Sie stockte.

„Ob es mit der Sache im Zusammenhang steht. Nun wohl, das werden wir schon herausfinden. Sagen Sie mir nur was es ist.“
„Am Montag Abend“, begann das Mädchen, hielt aber dann inne und warf auf ihren Herrn einen verlegenen Seitenblick.
„Die Geschichte ist einfach die“, mischte sich der Förster erklärend ein, „daß sie am Montag Abend in Z. bei ihrer dort verheirateten Schwester zu Besuch war. Das heißt, sie erhielt Urlaub, um hinzugehen, ist aber nicht hingegangen, sondern statt dessen im Löwen auf dem Kanjtaal gewesen. Sie sollte um zehn Uhr zu Hause sein und wir dachten auch, sie läge lausig in der Klappe, aber sie ist erst um zwölf Uhr nach Hause gekommen und zwar in Begleitung ihres Verlobten eines Tischlergesellen.“
„Ist das so?“ fragte der Affessor lächelnd.
„Ja“, gestand Marie, während ihr Gesicht sich mit wahrhaft pompejanischem Rot bedeckte.
„Das ist auch der Grund“, fuhr der Förster fort, „weßhalb sie sich gescheut hat, und von ihrem Erlebten etwas zu sagen. Sie wollte nicht verraten, daß sie so spät erst eingetroffen sei. Erst als sie von dem Morde erfuhr, ging ihr das Ding im Kopfe herum und heute Mittag hat sie es meiner Frau gestanden. Als ich nach Hause kam, erzählte sie mir die Geschichte, ich sagte: Marie, ziehe dich gleich an, du mußt mit in die Stadt und es melden, das wollte sie nicht, sondern heulte und jammerte, aber ich ließ nicht ab, sie mußte mit.“

So, nun weiß der Herr alles; Marie, nun heraus mit dem Abenteuer.“
So rief gab jedoch Marie ihr Geheimnis nicht preis. Vieler Fragen des Affessors bedurfte es und zahlreicher, derber, aber gutmütiger Ermahnungen ihres Herrn, bevor es dem Beamteten gelang, der Magd ihr Wissen zu entreißen. Sie war am Montag Abend von ihrem Verlobten nach Hause gebracht worden, in Sicht des Hofstaubes hatte er sie verlassen. Als sie nun schnellen und leisen Schrittes der Hofstraße auftrieb, zu welcher sie den Schlüssel trug, sah sie plötzlich hinter einem Baum hervor eine dunkle Gestalt auf sie zutreten. Das Herz sank ihr, wie sie bedachte, im ersten Schreck bis in die Kniekehlen, sobald sie jedoch erkannte, daß die Person ihres eigenen Gesichtes war, lehnte ihr Mut zurück. Mit der konnte sie es allemal aufnehmen, um so mehr, als die Fremde, deren Züge sie infolge der hellen Mondbeleuchtung genau unterzeichnen konnte, von Statur klein und schwächlich erschien, überhaupt ein ganzes Gebild war.

„Welchen Eindruck machte sie denn sonst?“ fragte Ulrich. „Einen angenehmen oder unangenehmen?“
Die Magd entgegnete, sie sei zu überausst gewesen, um sich darüber Rechenschaft zu geben. Soviel sie sich erinnere, sei sie ihr als eine noble Dame erschienen, sie war mächtig aufgedonnert und sah sehr blaß aus.
Ob sie einen Hut getragen habe?
„Ja, einen sehr schönen und auch ein feines Jackett mit ganz großen, blühenden Knöpfen.“
Wo sie hergekommen sei?
Das wisse sie nicht.
Und was sie von ihr gewollt habe?
„Sie sagte: Bitte, entschuldigen Sie — sie sprach mit einer sehr vornehmen Stimme — bitte, entschuldigen Sie, ich habe mich verirrt. Können Sie mir nicht sagen, wie ich auf die Straße nach G. komme.“
„Und Sie sagten es ihr?“
„Ja, ich zeigte ihr den Weg, der nicht an unserem Hause vorbeigeht, auf ihn kommt man in einer Viertelstunde auf die Straße.“
„Um welche Zeit war das?“
„So gegen elf Uhr.“
(Fortsetzung folgt.)

festlegen. Gang verdammen könnte ihn aber nur der der nicht weiß, was für einen armen Teufel die Furcht vor der Dienstentlassung bedeutet. Gatte Schalks die freien Schmiedler, die zu ihm kamen, um ihn wegen seiner Abneigung zu verurteilen, wie es sich gehört, zur Türe hinauszuwerfen, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Er glaube also liegen zu müssen, und um sich nicht zu veranlassen, beteiligte der Pole sich an jener niederträchtigen deutschen Denunziation. Die ganze widerwärtig-frechliche Geschichte läuft förmlich nach menschlicher Gemeinheit. Aber das ist ja das Wesen der Kultur, die das ererbende Preussentum allüberall, in Hannover wie in den Reichsländern, im polnischen Sprachgebiet wie in Hessen zu verbreiten sucht. Wenn in Wiesbaden Kerle wegen ihrer Abneigung gemahnt werden, was hat dann ein armer Landbesitzer im westpreussischen Hinterlande zu erwarten?

Wund für Mutterchutz.

Im Hinblick auf die bevorstehende Annahme unserer Versicherungsregelung hat der Wund für Mutterchutz dem Reichstag eine Petition zur Mutterversicherungsversicherung zugehen lassen. Die Begründung weist auf die starke Säuglingssterblichkeit, den Mangel der Mutterschutzversicherung und die Zunahme der Untereltern bei den arbeitenden Müttern als auf die Schädigungen hin, welche die Zukunft unseres Volkes an der Wurzel treffen müssen. Unter den einzelnen Forderungen heben wir hervor: 1. Ruhezeit sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Entbindung bei Zahlung des vollen Arbeitslohnes. 2. Freie Hebammenberufung. 3. Freie Hauspflege. 4. Stillprämiën. Der Petition ist eine auf versicherungstechnische Grundlagen beruhende Kostenberechnung beigegeben. Ein Reichsausschuss von 25 M. für jede Geburt wird gefordert. Sache des Reichstages wird es sein, durch Ausbau unserer sozialen Gesetzgebung endlich die Mutter zu schützen, die Quelle des Lebens, und so das Wort des Kaisers nachzumachen: „Das Arbeitsverbot für Wöchnerinnen hängt mit der Hebung der Masse eng zusammen. Deshalb darf in einer solchen Sache das Geld keine Rolle spielen.“ Gewerkschaften aller Richtungen, Frauenvereine und andere sozialpolitische Verbände sind um Unterstützung der Petition gebeten worden. Dieselbe ist zu beziehen durch das Bureau für Mutterchutz, Wilmsdorf bei Berlin, Rosenthalerstr. 8.

Ausland.

Russland.

Wahlrecht der Arbeiter in Kiew. Nach dem Wahlrecht in der Moskauer Arbeiter-Kasse kam die Reihe nun an Kiew. Dieser Tage wurde das Wahlrecht der Arbeiter in Kiew in dem Sinne „erläutert“, daß sie in die Gouvernementsversammlung keine Wahlmänner entsenden dürfen, an den städtischen Wahlen jedoch nur auf Grund eines Passus teilnehmen dürfen. Es können nun bestenfalls 2-3000 Arbeiter in Kiew ihre Stimme abgeben, während die Mehrzahl der Arbeiter ihres Wahlrechts verlustig geht. Die „Erläuterung“ des Arbeiterwahlrechts in Kiew läßt vermuten, daß die Arbeiter auch in den übrigen Städten (Petersburg, Odessa und Riga), denen jetzt direkte Wahlen „verliehen“ sind, von Wahlrecht nicht verschont bleiben werden.

England.

Ueber den Stuttgarter Kongress äußert sich Ramsay MacDonald im Labour Leader. Er läßt zunächst, wie übrigens alle ausländischen Genossen der Organisation des Kongresses volle Anerkennung widerfahren. Der Stuttgarter Kongress sei besser organisiert gewesen als irgend einer seiner Vorgänger. Nicht befriedigt ist MacDonald mit der Stellung, welche die englische Delegation auf den Internationalen Kongress einnimmt. Großbritanniens Stelle auf den Internationalen Kongressen nicht eine der „Mächte“ dar. Schuld daran sei die Tatsache, daß sie (die Engländer) nicht genug die allgemeinen politischen Fragen diskutierten; es habe sich herausgestellt, daß die Genossen der anderen großen Länder die Militärkolonialfragen usw. viel mehr bevorzugten, als die Engländer. — Ramsay MacDonald bringt in dem gleichnamigen Blatt die Meinung zum Ausdruck, daß der Kongress etwas zu umfangreich gewesen sei. Die Zahl der Delegierten müsse beschränkt werden, wenn nicht die Arbeiter darunter leiden sollten. Selbst in den Kommissionen seien zu viele Delegierte, die Kommissionen müßten zu kleinen Experten-Komitees umgewandelt werden.

Amerika.

Union der Haushälterinnen. So nennt

sich eine Organisation von Hausfrauen, die sich kürzlich in Norristown, im Staate Jersey, gegründet hat. Diese kühnen Hausfrauen verfolgen den Zweck, die Ähne der Dienstmädchen möglichst herabzudrücken und die Arbeitsverhältnisse zu verschlechtern. Viel Aussicht werde die Bewegung, wie die New Yorker Volkszeitung schreibt, wohl nicht haben, da in den Vereinigten Staaten schon jetzt ein wirklicher Dienstbotenmangel vorhanden ist; hoffentlich aber werde diese Gründung eine Gegenbewegung der Dienstboten hervorrufen.

Hausindustrie und Heimarbeit in Baden.

Aus dem gleichnamigen Werke der bad. Fabrikinspektion. Die Heimarbeiter der Militäreffekten-Fabrik. XXI.

Die Militäreffektenfabriken des Landes und ein Unternehmer zu Frankfurt a. M. lassen innerhalb des Großherzogtums von 12 männlichen und 176 weiblichen, im ganzen von 188 Personen Militäreffekten in der Hausindustrie herstellen. Ueber die statistischen Verhältnisse gibt die folgende Zusammenstellung Aufschluß:

Eig. der Fabriken	Zahl der Firmen	Zahl der Fabrikarbeiter		Zahl der Heimarbeiter	
		männlich	weiblich	männlich	weiblich
Karlruhe	2	81	2	83	8
Wiesbaden (A. Kaffat)	1	2	2	4	27
Frankfurt a. M.	1	?	?	?	41

Wohnorte der Heimarbeiter: Durlach, Ettlingen, Weier, Malsch, Wöllersbach, Sulzbach, Karlsruhe, Au am Rhein, Bietigheim, Dummersheim, Elchesheim, Müggensheim, Waldbrunn.

Zur Zeit der Beschäftigung wurden für die eine der Karlsruher Firmen verschiedene Arten von Taschen und Halsbinden, in der Hauptsache aber Krabbeiten und Tragnieten hergestellt. Die Heimarbeit wird durch Vermittlung des in Malsch wohnenden Geschäftsführers der Firma ausgegeben. Arbeitsstellung ist hierbei sehr weit durchgehend. Nähmaschinen und Sattlerbänke stellt die Firma zur Verfügung; für die Instandhaltung der Maschinen haben die Arbeiterinnen zu sorgen. Der Lohn wird von den Arbeiterinnen befreit, die auch die Unkosten für den Materialbesitz, 25 bis 50 Pf. wöchentlich, zu tragen haben. Es ist nicht immer Arbeit vorhanden. Als Arbeitsraum dient Wohnzimmern oder Küche; bei gutem Wetter wird im Freien gearbeitet. Regelmäßige Pausen sind nicht vorhanden; der Verdienst wird nach Bedarf erhoben. Gewöhnlich lassen die Arbeiterinnen einige Bettel zusammenkommen und erheben den Geldbetrag persönlich oder durch Vermittlung des Geschäftsführers. Ueber Mangel der Löhne wurde allgemein geklagt.

Der Geschäftsführer M. der Firma unterhält unter der Aufsicht seiner Frau zu Malsch einen hausindustriellen Geschäftsbetrieb. Er beschäftigt zurzeit 10 Arbeiterinnen, darunter 2 jugendliche, im Tagelohn. Die Arbeiterinnen erhalten beim Eintritt 1 M. Tagelohn, späterhin 1,20 M. Die Arbeitszeit ist geschäftsbüßig. Die übrigen Firmen lassen in der Hauptsache Drucksachen und Unterwäsche für das Militär herstellen. Es sind Frauen und Mädchen von Randvieren, die sich mit diesen Arbeiten befassen. Nur ungern sehen die größeren Randvieren die hausindustrielle Tätigkeit der Mädchen, die die Arbeiten an der Nähmaschine der schwereren Feldarbeit vorziehen. Die ausgeführten Stücke werden in größeren Posten in die Hausindustrie ausgegeben. Meist ist es Maschinenarbeit, nur bei einigen Sorten sind die Handarbeiten von Hand eingegeben. Die Stundenverdienste schwanken zwischen 10 und 20 Pf. Die Wochenverdienste betragen 3 bis 5 M.

Haus der Partei.

Badischer Arbeiter-Sängerbund. S. Bekanntlich wurde zum erstenmal auf dem diesjährigen Bundessängerfest in Freiburg eine sachgemäße Kritik der Spiegelbilder der am Sängerbund teilnehmenden Vereine eingeführt. Mit dieser Arbeit waren die Herren städt. Kapellmeister Gust. Starke in Freiburg und Musikdirektor Rud. Brenner in Stuttgart betraut. Die Kritik ist nunmehr, 32 Seiten stark, im Druck erschienen.

Die bietet für alle Beteiligten, Sängere wie Zuhörer, eine Fülle der Anregung und Belehrung und sollte deshalb, namentlich von den beteiligten Vereinsmitgliedern, angelesen werden. Der Preis beträgt 20 Pf. und werden Bestellungen von J. G. Schöner, Schloßstraße 41 in Freiburg, erbeten.

Aus dem Kerker! Drei Redakteure der Erfurter Tribüne, die Genossen Stange, Dornheim und Lejewski, haben den Kampf um ein gerechtes Wahlsystem in Preußen mit insgesamt dreihundertzwanzig Monaten Gefängnis büßen müssen. Dornheim und Stange erhielten je sechs Monate wegen Verleumdung des preussischen Dreiklassenparlaments, Lejewski gar 11 Monate. Zweien derselben, den Genossen Stange und Dornheim, öffnete sich am Freitag die Gefängnistore. Genosse Lejewski wird erst am 28. November das Recht der „Freiheit“ wieder erlangen.

Die Tribüne, die ihre dem Gefängnis entronnenen Redakteure beim Austritt in die Kämpferkämpfe herzlich willkommen heißt, weist bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß in den 7 Jahren des neuen Jahrhunderts der Klassenkampf bereits 35 Monate und 14 Tage Gefängnis über ihre Redakteure verhängt hat. Alle Strafen sind bis zur letzten Minute verbüßt worden und die davon Betroffenen sind ungebeugt und „ungebeßert“ in den Kampf für die Freiheit zurückgekommen. Nur einer hat den Staat um acht Monate „betrogen“. Genosse Dewber, der zu 16 Monaten Gefängnis verurteilt war, hat „nur“ sieben davon verbüßt, dann „lesefrist“ ihn der Tod von dem Rest seiner Strafe. Angehörige solcher Opfer ist es ganz angebracht, wenn unter Erfurter Parteimitgliedern bittet, ob die Keuferung des französischen Genossen Berthe die Vorführer des deutschen Proletariats wären nicht fähig, Opfer zu bringen für die Freiheit, nicht etwas beklagt zu werden. Und das sind nur die Opfer eines Parteiorgans in den letzten sieben Jahren. Eine lange gaunahme liste ließe sich da aufstellen! Man braucht nur die monatlichen Veröffentlichungen des Parteivorstandes anzusehen.

Der sozialdemokratische heffen-nassauische Landparlament findet am 5. und 6. Oktober in Offenbach und zwar im oberen Saale des Gewerkschaftshauses statt.

Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

Schöpfheim, 8. Sept. Die Sperre bei der Firma Schöndle und Sigward ist aufgehoben; die Arbeiter sind befreit. Deutscher Olyberverband, Filiale Schöpfheim.

Anträge zum Parteitag in Essen.

- 1. Rürnberg, V. Schleswig-Holsteinischer Wahlkreis, Langensfeld, Apenrade, 3 Genossen in Berlin V. abstinente Arbeiter Eberfeld-Barmen und Stralund: Erwarten dem Parteitag eine entscheidende Stellungnahme gegen den Kränkungs- und Kränkungsgeheimnis, sowie die planmäßige Verletzung der Schädigungen und Gefahren des Alkoholismus, insbesondere für die Aufgaben des kämpfenden Proletariats und die Nachkommenschaft des arbeitenden Volkes, für eine Pflicht der Arbeiterpresse und der Organisationen.
- 2. Kettow-Beeslow-Storfow-Charlottenburg (Preis-Generalversammlung): erwarten dem Parteitag einen kräftigen Anstoß zur Förderung des Kampfes gegen die verderblichen Wirkungen des Alkoholismus. Sie erklären die planmäßige Verletzung der Schädigungen und Gefahren des Alkoholismus, insbesondere für die Aufgaben des kämpfenden Proletariats und die Nachkommenschaft des arbeitenden Volkes, für eine Pflicht der Arbeiterpresse und der Organisationen.
- 3. Bremen: Der Parteitag erachtet es als selbstverständlich, daß sich abstinente Parteigenossen dem Deutschen Arbeiter-Abstinenteubund und nicht bürgerlichen Abstinentevereinigungen anschließen.
- 4. Rielefeld: Die Arbeiterpresse und die Parteiorganisationen werden verpflichtet, den Angehörigen der Abstinentebewegung die Möglichkeit zu geben, in Wort und Schrift ihre Ansicht zu vertreten.
- 5. 21 Parteigenossen in Berlin II: 1. Die Genossen erwarten dem Parteitag eine entscheidende Stellungnahme gegen den Alkoholismus, insbesondere für die Aufgaben des kämpfenden Proletariats und die Nachkommenschaft des arbeitenden Volkes, für eine Pflicht der Arbeiterpresse und der Organisationen.

nicht wieder in solcher Weise hinreichen zu lassen. Was Herr Kierney zu der Affäre sagte, wird nicht gemeldet. Ein merkwürdiger Mensch, der zum Rabi läuft, weil ihn ein junges hübsches Weib fessele!

Der neueste Schwabenstreich.

Kritiker, Hans, der du auf vielen Instrumenten weicht zu spielen, Fasse heute kurz und barch einen dumpfen Trauermarsch! Denn wenn man bis jetzt in „Meide“ Stolz war auf die Schwabenfreide, Sieht der jüngste Schwabenstreich Doch nur einer Dummheit gleich. Daß sie akkurat in Schwaben Den Mann ausgewiesen haben, Den das freiste Land gelandt, Dieses zeigt nicht viel Verdacht.

H. Herr Stadtdirektor Nidel, Wenn einmal das Volk am Nidel Einen Pfaffen paden wollt, Dem es längst mit Recht gegrollt — Riß er aus mit langen Schritten In das freie Land der Vrien, Das ihm das Aylrecht schent, Dat er's auch zuvor getränkt. Dieses hält' man wissen sollen, Als Herr Quelds mit bitterm Grollen Die Komödie im Saag Kauchte in den Resendach. Denn es könnte doch einst kommen, Daß in den Rest genommen Wird vom Proletariat Jenwärts des Kanals der Etaal. Weh's dann dießmal an das Laufen, Ruh ja in Kanal erlaufen Ohne Rettung Mann und Maus — Weißt man auch in England aus!

Baden-Baden. Hans Kritiker.

Humoristisches.

Das Lächeln eines Arztes erinnert gern mit der Praxis ihres Vaters. Keulich besuchte sie mit ihrer

die Schäden, die der Alkoholismus anrichtet, hinzuzufügen. 2. Der Parteitag möge den Parteigenossen, die sich zur Abstinenz bekennen, empfehlen, sich dem Deutschen Arbeiter-Abstinenteubund anzuschließen und nicht einer bürgerlichen Organisation (Guttempler-Orden, Alkoholgegnerbund). Diese Organisationen haben bei den letzten Reichstagswahlen gezeigt, daß sie zu unseren Gegnern gehören.

Soziale Rundschau.

Vertrauensdamen der Fabrikarbeiterinnen. Ein Seitenstück zu den Sozialsekretären bilden die in Amerika neuerdings dank dem unermüdbaren Wirken von Prof. Zimmer auch in Deutschland heimlich werdenden Vertrauensdamen. Die Vertrauensdame soll den Räten der Arbeiterinnen nach Möglichkeit feuern zu helfen, ihre Lebenshaltung auf eine höhere Stufe zu heben. Die Vertrauensdame besitzt das Recht, während des Betriebes alle Räume, in denen Mädchen und Frauen gemeinsam mit Männern arbeiten, zu durchwandern, die Mädchen anzusprechen und, wenn sie es für angemessen erachtet, diese oder jene auf ihre Geschäftszimmer zu befragen. Diese Maßnahmen tragen zu einer wesentlichen Verbesserung des Lohnes bei, den manche Arbeiterinnen gegenüber angestrichelten pflegen. Ebenso soll jede Arbeiterin das Recht, jederzeit bei der Vertrauensdame vorzusprechen, um derselben ihre Wünsche und Beschwerden vorzutragen. Um einen Einblick in die häusliche Lage der einzelnen Mädchen, ihre Wohnverhältnisse usw. zu erlangen, spricht die Vertrauensdame auch bei den Arbeiterinnen zu Hause vor und besucht sie, wenn sie durch Krankheit verhindert ist ihrer Arbeit nachzugehen. Sie bemüht sich, auf diese Weise, unbefugter ihrer Autorität, in ein freundschaftliches Verhältnis mit diesen zu treten. Wesentlich unterstützt wird das Streben durch Bemühungen, den ledigen Frauen Gelegenheit zu bieten, ihre Erholungszeit in einer angenehmen und nützlichen Weise zu verbringen.

Genossenschaftsbewegung.

St. Georgen i. Ebn., 2. Sept. Gestern Nachmittag fand hier eine Zusammenkunft der Konsumvereine des hiesigen und württembergischen Schwabens statt, in welcher zu dem Kampf der Konsumvereine mit der Großhandelskaufmannschaft deutscher Konsumvereine Stellung genommen wurde. Es wurde beschlossen, die gesprochenen Artikel auszuschließen und dafür Erzeugnisse einzuführen, und in nächster Zeit ein Flugblatt herauszugeben, in welchem die Konsumvereine über das Vorgehen der Konsumvereine aufgeklärt werden.

Badische Chronik.

Aus Forst erhalten wir folgende Zuschrift: Der Volksfreund brachte in seiner Nummer 195 vom 27. August einen Artikel aus Forst, in welchem behauptet wird, daß zwei bei einem hiesigen Badermeister und Militärvereiner einquartierten Soldaten des Regiments Nr. 142 wegen ungenügender Verpflegung ausquartiert worden seien. — Abgesehen von verschiedenen Behebungen in Ausdrücken enthält der Artikel direkte Unwahrheiten. Es ist unrichtig: 1. daß der betreffende Badermeister überhaupt Militärvereiner ist; 2. daß er je einmal an einer Versammlung des genannten Vereins teilgenommen, mißfin ist ganz unrichtig, daß er sich durch Durcheinander herbeigekommen hat; 3. daß er je einmal in politischer Hinsicht hervorgetreten ist; 4. daß dem „patriotischen Quartiergeber“ die beiden Soldaten genommen worden sind. Vielmehr ist folgendes wahr: 1. daß der eine der beiden Soldaten, der Ruher des Feldwebels, auf Verlangen des letzteren und mit ausdrücklicher Genehmigung des Herrn Hauptmanns und Kompagniechefs im gleichen Hause mit dem Feldwebel nachträglich einquartiert wurde; 2. daß diese Unquartierung nur aus dem praktischen Grunde geschah, daß der Ruher gleich dem Feldwebel zur Hand sei, weil er ihn häufig braucht zu dienstlichen Gängen; 3. daß der andere Soldat noch heute bei dem Badermeister sein Quartier hat; 4. daß die beiden Soldaten uns ihre vollste Zufriedenheit ausprechen; 5. daß der Kompagniechef wie Herr Feldwebel nicht die geringste diesbezügliche Beschwerde haben; 6. daß die betr. Soldaten wie die Vorgesetzten über eine solche Verletzung der Wahrheit äußerst empört sind. Daß vorstehendes auf Wahrheit beruht, zur Beurkundung. Das Bürgermeisteramt. Wöfer. — Woher das Bürgermeisteramt die Legitimation nimmt, u. a. auch zu berichten, daß der in Frage kommende Badermeister nicht Militärvereiner ist und die Leichenfeier des Friedhofes, auf die Leichenfeier zu weisen, rief sie mit Stolz aus: „Sieh, Großmutter, die hat da Papa alle behandelt!“

Dumorf des Auslandes. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber es ist Tatsache: ich habe heute 100 000 Mark für ein Haus in der Gegend, die ich einzig durch meine Klugheit verdient habe! „Wie hochachtung! Was ist Ihre Beruf?“ „Schwiegerohn!“

Kindermord. Dibi fürstet nichts als den Donnerstagen und fest keine Wölfinen, das sich am Sommerabend zeigt, darauf an, ob es Donner gibt. Einmal fängt er heute an zu heulen aus dem Garten — ein Gemitter ist im Aufzuge — und brüllt: „Ich fürstet mich, ich fürstet mich!“ Mama beruhigt ihn, nimmt ihn auf den Schoß, und der Kleine schläft sich nun geborgen und wieder voll Mut, welches ihn zu den Worten begeistert: „So, jetzt strecke ich dem Donner die Bunge heraus.“

Sonntagskinder. Meier: Wie merkwürdig verschieden Ihre zahlreichen Kinder sind, Herr Müller! Sie eine Hälfte gesund und intelligent, die andere kränzlich aussehend und blöde. Müller: Ja, wissen's halt, die Dummen, das sind meine Sonntagskinder. Meier: Wieso? Daran ist doch wohl der Sonntag nicht Schuld! Müller: Das grad net; aber der liebe Wein, den man des Sonntags lauft. (Jugend.)

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier angeführten Bücher und Zeitschriften sind durch die Buchhandlung des Volksfreunds zu beziehen. Alle Bestellungen werden prompt ins Haus geliefert; bei Bestellungen von auswärts wird extra das Porto beizufügen.)

Wut und Eisen. Das unter diesem Titel im Verlag der Buchhandlung Vorwärts erscheinende Liebeswerk behandelt in populärwissenschaftlicher Weise Krieg und Kriegertum in alter und neuer Zeit. Aus ältester Zeit, aus den Kämpfen der alten Ägypter, der Römer, der alten Deutschen, aus den Kämpfen im Mittelalter und denen der Neuzeit führt der Verfasser die padendlichen Epochen vor und zeigt an der Hand der Geschichte die Unfinstigkeit des heutigen Militarismus.

Wut und Eisen“ erscheint in 50 Lieferungen à 20 Pf. Illustrationen aus den geschichtlichen Zeitabschnitten lesen und erläutern den zeitlichen Inhalt. Abonnenten können noch jetzt eintreten. Alle Buchhandlungen liefern das Werk.